

ierte, nun immer mehr auch über die Verräumlichung ihres Lebensstils abgrenzte. Zur Schule und zur Universität als Orte dieser Verräumlichung gesellten sich nun zunehmend Wohn- und Lebensformen wie die Kommune oder Wohngemeinschaft, Treffpunkte wie Szenekneipen und Jugendzentren, die sich vor allem auch abseits der industriellen Ballungszentren verbreiteten. Damit konsolidierte sich nicht nur im metaphorischen Sinne die Herauslösung der Jugend aus dem Raum scheinbar obsolet gewordener familiärer Bindungen.

Auch in den abschließenden Kapiteln gelingt es Siegfried, anhand zahlreicher Quellen seinen Leser nicht nur für seine Argumentationen zu gewinnen, sondern ihn auch mit seinem manchmal etwas romantisierten Blick für die Zeit anzustecken. Etwas aus dem Blick gerät Siegfried bei vielen Synthesenbildungen, dass die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ wohl auch unter Jugendlichen stark ausgeprägt war. Vor allem die sich gewiss auflösende, aber in den frühen 1960er Jahren noch durchaus feste Bindekraft konfessioneller Milieus sorgte weiterhin für eine solide Gegenbewegung zur nach Westen aufbrechenden Massenkultur und damit für ein Nebeneinander von Messdienergruppe und Hamburger Szeneclub. Doch Akribie und Versiertheit des Autors lassen dessen mitunter kaum zu übersehene „liebevollte Befangenheit“ problemlos verzeihen. Selten ist es einer derart quellen gesättigten Studie zur Geschichte der Bundesrepublik so gekonnt gelungen, unterschiedliche Schulen sowie Methoden der Geschichtswissenschaft und ihren Nachbardisziplinen miteinander zu verknüpfen.

Nicolai Hannig

7 – 8 – 9 – 10 – Klasse

Uta Andrea Balbier: Kalter Krieg auf der Aschenbahn. Der deutsch-deutsche Sport 1950–1970. Eine politische Geschichte, Paderborn u. a.: Schöningh 2007, 277 Seiten, 32,90 €.

In der allgemeinen deutschen geschichtswissenschaftlichen Landschaft ist der Sport über lange Jahrzehnte ein Nicht-Thema gewesen, die Sportgeschichte blieb den Sportwissenschaften überlassen. Hier hat in den letzten Jahren insbesondere durch den Bedeutungszuwachs kulturgeschichtlicher Fragestellungen ein Wandel eingesetzt, der sich wohl besonders deutlich im Bereich der Fußballgeschichte niedergeschlagen hat. Solche Forschungen demonstrieren einerseits den Nutzen, den die Sportgeschichte aus dem Rückgriff auf kultur- und gesellschaftshistorische Fragestellungen zieht, und andererseits die Chancen, die sich der Kultur- und Gesellschaftsgeschichte durch die Beschäftigung mit dem Gegenstandsbereich Sport öffnen. Ein gelungenes Beispiel hierfür ist die Untersuchung der deutsch-deutschen Sportgeschichte zwischen 1950 und 1972 in der Dissertation von Uta Andrea Balbier, die am Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschung entstanden ist.

Die Bedeutung des Sports und der Sportpolitik für die Geschichte der deutsch-deutschen Beziehungen liegt auf der Hand, tritt in diesem Bereich doch die Systemkonkurrenz

als Triebfeder der innerdeutschen Beziehungen besonders offen zu Tage. Zugleich stellte der Sport einen der wenigen Bereiche der deutsch-deutschen Geschichte dar, in der die DDR frühzeitig den tonangebenden und richtungweisenden Part übernahm. Die überragenden Erfolge der DDR im Leistungssport gehörten zu den wenigen Dingen, auf die man im westlichen Deutschland mit Bewunderung, auch mit Neid, blickte und die man nach 1989/90 in den gesamtdeutschen Sport hinüberzuretten hoffte. Im Prozess der sportlichen Wiedervereinigung traten eine kritische Reflexion und ein aufklärerischer Impetus hinsichtlich des oft hohen persönlichen Preises für die Sportler, mit dem die Erfolge erkaufte wurden, oftmals hinter die Hoffnung zurück, in den Medaillenspiegeln künftig sogar mit den sportlichen Supermächten USA und Sowjetunion (bzw. ihren Nachfolgegebilden) konkurrieren zu können.

Balbier geht der deutsch-deutschen Sportgeschichte in vier chronologischen Schritten nach, einem Kapitel zu den 1950er Jahren folgen drei Kapitel, die den Anfang, die Mitte und das Ende der 1960er Jahre thematisieren. Als systematische Ebenen sind in diese Chronologie jeweils Ausführungen zur institutionellen Entwicklung der beiden deutschen Sport- und Leistungssportsysteme, eng damit verbunden zum Verhältnis von Sport und Staat und schließlich zur gesellschaftlichen und gesellschaftspolitischen Bewertung des Sports eingezogen. Als Kulminationspunkt für die in den einzelnen Phasen aufgezeigten Entwicklungen dienen in Balbiers Darstellung zu Recht die Olympischen Spiele, die damit für die deutsch-deutsche Sportgeschichte einen Zäsurencharakter gewinnen. Vor diesem Hintergrund ist es konsequent die Darstellung mit einem Kapitel über die Olympischen Sommerspiele von München 1972 abzuschließen. In München betrat die DDR erstmals als mit allen repräsentativen Insignien ausgestattetes, vollwertiges Mitglied der olympischen Familie die olympische Bühne. Zugleich etablierte sie sich in München durch ihre Erfolge endgültig und langfristig als sportliche Großmacht, die im innerdeutschen Medaillenwettbewerb der Bundesrepublik weit enteilt. Der Schlusspunkt München enthebt die Untersuchung zugleich aber auch der zwingenden Notwendigkeit, das Thema Doping einzubeziehen, das zwar bereits Mitte der 1960er Jahre im DDR-Sport Einzug hielt, den internationalen Spitzensport und die deutsch-deutschen Sportbeziehungen aber erst seit Mitte der 1970er Jahre zunehmend beschäftigte. Dieser Verzicht auf die Doping-Thematik ist aus der Perspektive einer Qualifikationsarbeit schon aus arbeitsökonomischen Gründen nur zu verständlich und kann auch, wie erwähnt, sachlich gut begründet werden. Als Leser hätte man freilich den komplizierten Doping-Komplex auf demselben hohen Reflexions- und Argumentationsniveau erläutert bekommen, durch das sich die Untersuchung auszeichnet.

Aber auch ohne Einbeziehung der Doping-Thematik gelangt die Untersuchung zu vielschichtigen Ergebnissen. Der DDR-Sport knüpfte – in deutlicher Abgrenzung zu den Traditionsbeständen der Arbeitersportbewegung – ziemlich nahtlos an die deutschen Sporttraditionen vor 1945 an, insbesondere was die Forcierung des Leistungssports und das enge Verhältnis von Staat und Sport anging. Spätestens mit der Gründung des Staatlichen Komitees für Körperkultur und Sport begann 1952 endgültig der Weg zum Staatssport. Mit der Gründung des Deutschen Turn- und Sportbundes (DTSB) als sozialistische Massenorganisation, die sich in konfliktreicher Konkurrenz mit dem Staatlichen Komitee in der Folge

zum eigentlichen Führungsorgan des DDR-Sports entwickelte, kam es zwar zur Abwendung vom sowjetischen Modell des Staatssports, am Prinzip änderte sich jedoch nichts. Bereits das Staatliche Komitee begann mit der Entwicklung eines vom Volkssport klar abgegrenzten und bevorzugten Leistungssportsystems, das frühzeitig auf eine breite Talentsichtung, gezielte Nachwuchsförderung und eine Verwissenschaftlichung setzte. Seine Dynamik bezog der Aufbau des Leistungssportsystems von Anfang an aus der offenen Systemkonkurrenz zum bundesdeutschen Sport, die vor allem auf der olympischen Bühne zum Tragen kam. Den Wettlauf um die Rückkehr in die Olympische Bewegung gewann vorerst der westdeutsche Sport, dessen Funktionäre die älteren Verbindungen besaßen. Nachdem DDR-Sportler von den Spielen 1952 noch ausgeschlossen blieben, erkannte das Internationale Olympische Komitee das 1951 gegründete Nationale Olympische Komitee der DDR erst 1955 unter der Voraussetzung provisorisch an, dass für die Spiele 1956 eine gesamtdeutsche Mannschaft zustande kam. Die DDR verfolgte bereits seit Anfang der 1950er Jahre nachdrücklich das Ziel, sich durch ein hohes leistungssportliches Niveau sportliche Großveranstaltungen, insbesondere aber die Olympischen Spiele, als nationalen Repräsentationsraum zu eröffnen.

Trotz personeller Kontinuitäten betonte die westdeutsche Sportbewegung den Bruch mit den Traditionen und orientierte sich am Postulat eines unpolitischen Sports in bewusster rhetorischer Abgrenzung sowohl zum nationalsozialistischen als auch zum DDR-Sportsystem. Der Deutsche Sportbund (DSB) entstand 1950 durch Aushandlungsprozesse an der Basis und bevorzugte zunächst ein Breitensportliches Engagement gegenüber dem Streben nach Spitzenleistungen. Eine völlige Abwendung vom Leistungssport und seiner Inanspruchnahme als Mittel nationaler Repräsentanz ließ sich aber auch in der Bundesrepublik nicht lange durchhalten, so dass der Leistungsgedanke auch in den 1950er Jahren schon wieder an Boden gewann. Im Gegensatz zur DDR entwickelten sich die zarten Anfänge eines Leistungssportsystems aber aus der Sportbewegung selbst und aus der Wirtschaft (VW, Bayer) heraus. Die westdeutsche Sportbewegung begann ihrerseits den Gedanken der Systemkonkurrenz aufzugreifen und zu instrumentalisieren, wenn sie mit dem Hinweis auf die sportliche Leistungsentwicklung in der DDR größere Mittel für die staatliche Sportförderung verlangte.

In den 1960er nahm die Bedeutung der Systemkonkurrenz als dynamischer Faktor in der Entwicklung der Leistungssportsysteme in beiden deutschen Staaten noch zu, bis sie im Vorfeld der olympischen Spiele 1972 in München, an denen die DDR erstmals mit eigener Mannschaft teilnahm, ihren Höhepunkt erreichte. Allerdings traten in den 1960er Jahren weitere dynamisierende Faktoren hinzu. Die allgemeine internationale Leistungsexplosion im Spitzensport verlangte besondere Anstrengungen, wenn man nicht den Anschluss in den Medaillenspiegeln verlieren wollte. In der DDR beeinflusste das Neue Ökonomische System die Entwicklung des Leistungssports beträchtlich, in der Bundesrepublik griffen Fortschrittsoptimismus und Planungseuphorie auch auf den Sport über. Wesentliche Ergebnisse der 1960er Jahre waren in beiden deutschen Staaten eine weiter fortschreitende Zentralisierung, Konzentration und Verwissenschaftlichung des Leistungssports. Die sportliche Planung erfolgte langfristiger und setzte Prioritäten bei der Förderung der Sportmedizin und der Trainingswissenschaften. In zahlreichen Sportarten verschob sich die Aufnahme des Leis-

tungstrainings in das frühe Kindesalter, zudem konzentrierte die DDR ihre Förderprogramme auf medaillenträchtige olympische Sportarten. Der westdeutsche Sport verfolgte die Entwicklung des DDR-Sportfördersystems genau und griff wesentliche Teile auf. Zunächst wurden mosaikartig einzelne DDR-Fördermechanismen adaptiert, bis sich Ende der 1960er Jahre auch in der Bundesrepublik ein umfassendes, wissenschaftlich unterfüttertes Leistungssportkonzept mit langfristigen Förderplänen etablierte. Der wesentliche Unterschied der Systeme blieb das Verhältnis des Leistungssportes zum Staat. Zwar kam es in den 1960er Jahren auch in der Bundesrepublik mit der Ausweitung von öffentlichen finanziellen Förderungen zu Bestrebungen, den staatlichen Einfluss im Sport zu stärken, aber eine staatliche Monopolisierung der Sportförderung, die Etablierung eines regelrechten Staatssportes, stand nie zur Debatte. Die aus der DDR adaptierten Sportförderstrukturen wurden in der Bundesrepublik dem föderalen und pluralistischen System angepasst, was sich in Bereichen wie der Nachwuchsförderung aber kaum erfolgreich bewerkstelligen ließ.

Die Fülle ihrer Ergebnisse, die hier keineswegs vollständig wiedergegeben ist, präsentiert die Studie in gut lesbarem Stil, so dass die Lektüre auch in dieser Hinsicht ein Vergnügen ist. An einigen Punkten, außer dem Verzicht auf die Doping-Thematik, ließe sich auch leise Kritik üben. Beispielsweise scheint mir der Anspruch, den Sport als Kulturphänomen zu verstehen (S. 17), nur stellenweise eingelöst, etwa wenn es um die linke Sportkritik in der Bundesrepublik geht. Um hier mehr zu leisten, hätte die Quellenauswahl vielleicht weniger staats- und verbandslastig ausfallen müssen. Dies trübt den überaus positiven Gesamteindruck aber nicht, so dass der Rezensent der Versuchung nicht widerstehen kann, mit einem in der DDR verbreiteten sportlichen Anfeuerungsruf zu schließen: 7 – 8 – 9 – 10 – Klasse.

Hans-Christoph Seidel